

Die Illusion des homogenen Lernens

Lernportfolio

verfasst von Lydia Fenkart, BA

Matrikelnummer: 0400592

E-Mail: a0400592@unet.univie.ac.at

Wintersemester 2021/22

Seminar: 490128-1 Theorien zur Analyse von Lern- und Entwicklungsprozessen und deren Bedeutung für die Inklusive Pädagogik

Seminarleitung: Mag.^a Dr.ⁱⁿ Irmgard Bernhard

Inhaltsverzeichnis

Einleitung.....	3
Der Diskurs – Begriffsbestimmungen der Lernbehinderung	4
Ein Rückblick – Die Sonderpädagogik im Nationalsozialismus	7
Zurück zum Ursprung – Was hat Bindung mit Lernen zu tun?	9
Die Vielschichtigkeit der Gesellschaft und unsere Identität.....	13
Für welche Perspektive entscheiden wir uns? – Die Inklusion in der Sekundarstufe	16
Zukunftsaussichten – Der Übergang von Schule in Beruf.....	18
Gesamtreflexion	21
Literaturverzeichnis.....	23

Einleitung

In dem vorliegenden Lernportfolio für die VU „Theorien zur Analyse von Lern- und Entwicklungsprozessen und deren Bedeutung für die Inklusive Pädagogik“ werden verschiedene Analysen und Sichtweisen zum Thema Lernen dargestellt.

Als Erstes befaße ich mich mit dem Diskurs zur Begriffsdefinition einer Lernbehinderung, denn dieser ist historisch anders begründet als zeitgeschichtlich. Dies gilt es zu erläutern und in den heutigen Kontext zu bringen. Nach diesem Überblick wende ich mich in die Vergangenheit und befaße mich mit der Sonderpädagogik im Nationalsozialismus. Neben dem geschichtlichen Hintergrund beleuchte ich als nächstes auch den entwicklungspsychologischen Ursprung zum Thema Bindung und Lernen. Im vierten Teil ist es relevant einen Blick auf das Aufwachsen, innerhalb einer Gesellschaft, die so vielschichtig ist wie wir selbst es sind, zu werfen und sich als Lehrperson zu hinterfragen. Unsere Identität sollte diejenige der Gesellschaft widerspiegeln und ich behandle den Punkt, wie man als Lehrperson diesem gerecht wird. Inklusion betrifft nicht nur Menschen mit Behinderungen, sondern alle Menschen in allen Lebenslagen. Alles ist eine Sache der Perspektive und ich werde im fünften Teil zusammenfassen, welche Gelingensbedingungen man für die Umsetzung in der Sekundarstufe ausgewählt hat. Die Schule ist der Ort, wo alles beginnt, aber nicht der Ort, wo alles endet. Wie es nach der Schule weitergeht, wie die Transition von Schule in das Berufsleben aussieht und wie wir Lehrpersonen diese bestmöglich unterstützen können, wird im sechsten Teil erörtert. Abschließend werde ich eine Gesamtreflexion vorlegen, welches meine Sicht bezüglich der Inhalte der VU und meiner beruflichen Zukunft darlegen wird.

Der Diskurs – Begriffsbestimmungen der Lernbehinderung

Es gibt viele Begriffe, die die Thematik Lernbehinderung im Schulalltag beschreiben. Vor der Diagnostik versucht man als Lehrperson die Dinge zu benennen, die das Gesamtbild des Kindes beschreiben: hier kommen z.B. Begriffe wie Leistungsdefizite, Lernschwierigkeiten, Schwierigkeiten im Lernen etc. vor. Danach wird das Kind meist in das Diagnostikverfahren übergestellt und Experten geben dann dem Störungsbild einen Namen. Hier kommen dann viele wie zum Beispiel Legasthenie/Lese- und Rechtschreibschwäche, Teilleistungsschwächen, Dyskalkulie, etc. vor. Auch in der medizinischen Klassifikation werden im ICD-10 Beschreibungen und Eigenschaften der Störungsbilder genau beschrieben. Diese gilt es zu befunden, damit man weiterhin im schulischen Setting zielorientiert arbeiten kann. In der Vorlesung werden unterschiedliche Perspektiven/Paradigmen erläutert, aus der eine Lernbehinderung betrachtet werden kann. Diese wären das medizinische, interaktionstheoretische, gesellschaftstheoretische, lern- und entwicklungstheoretische sowie das systemisch-konstruktivistische Paradigma. In dieser Abhandlung wird das **gesellschaftstheoretische Paradigma** erläutert, in dem Lernen mit den diversen Lebenslagen der Familie des Kindes in Zusammenhang gebracht wird. Aus der gesellschaftlichen Veränderung sowie des sozialökonomischen Hintergrunds kann die Perspektive des sozialen Status auch in Einklang mit einer diagnostizierten Lernbehinderung als Ursache dahinterstecken.

Rohrman und Kornmann schreiben in ihren Texten über „*Lernbehinderung und Armut*“ (Rohrman, 2013) sowie über „*Lernbehinderung und Schulversagen*“ (Kornmann, 2013) im Großen und Ganzen über die Schule und das Lernen im allgemeinen Kontext. In beiden Texten ist die **Definition** der Begriffe (bei Rohrman der Begriff Armut und bei Kornmann Lernbehinderung bzw. Schulversagen) sehr schwierig einzuordnen. Viele Definitionen haben noch einen historischen Ursprung und ist dem heutigen Verständnis nach überholt. Doch in beiden Texten geht es per se nicht um den Begriff Menschen mit Behinderung, sondern um das Behindern des Lernens. Die Ursachen sind unterschiedlicher Natur, aber haben den gemeinsamen Konsens, dass das Lernen in der Schule sehr negativ beeinflusst wird.

Obwohl der Begriff **Armut** „[...] sozialpolitisch nicht mehr akzeptabel gilt“ (Rohrman, 2013, S.152) gibt es sehr viele Menschen, die unter der Armutsgrenze leben. Armut ist eine vorübergehende oder im schlechtesten Fall auch eine dauerhafte Situation, die die ganze Familie in der Gegenwart aber auch in der Zukunft beeinflusst. Egal ob es absolute, relative, bekämpfte oder verdeckte Armut (Rohrman, 2013, S.153 f.) definiert wird, erst seit Mitte der 1990er Jahren wurde „Armut als Lebenslage, Entwicklungsbedingung und auch

Behinderungsrisiko von Kindern“ (Rohrmann, 2013, S.155) erkannt. Analog dazu wurde schon in den 1960er Jahren erkannt, dass es viele Kinder und Jugendliche gab, die „[...] wegen ihres Schulversagens auffielen, ohne dass dabei offensichtliche physische oder psychische Beeinträchtigungen (oder „visible Behinderungen“) vorlagen“ (Kornmann, 2013, S.299). Man kann annehmen, dass Armut in dem Sinne auch ein Faktor war, dass Kinder aufgrund ihrer Lebenslage und einer schlechten Lernumgebung im weiteren Sinn behindert werden, sodass sie mit dem Schulangebot und dem -system überfordert sind.

Kornmann schreibt auch, dass „**Lernbehinderung** [...] sich demnach in deutlichem, umfänglichem und dauerhaftem Schulversagen, das mit einer Beeinträchtigung der kognitiven Leistungsfähigkeit einhergeht“ (Kanter 1974, in Kornmann, 2013, S.300) zeigt. Rohrmann bemerkt dazu analog, dass Kinderarmut auch ein Behinderungsrisiko aufgrund von der schlechten Lebenslage der Eltern erfolgen kann, zum Beispiel in Folge von schlechter Ernährung, Mangel an Vitaminen, Drogenkonsum der Mutter (im Speziellen Alkohol und Nikotin), ebenso auch aufgrund fatalen medizinischen Grundversorgung, kaum körperlichen Aktivitäten und in Folge dann Unfallgefahren, Gefährdung in der Wohnsituation sowie psychischen und psychosomatischen Krankheitsbildern, die dann als Folge auftreten (Rohrmann, 2013, S.157f.). Das kann dann wiederum zu Störungen in der „kognitive[n] und sprachliche[n] Entwicklung sowie die schulischen Leistungen von Kindern“ (Bundesregierung 2008, in Rohrmann, 2013, S.158) führen. Das führt ebenso zu einem Definitionsproblem, da laut Kornmann das **Schulversagen** aufgrund „[...] bildungspolitischer und schuladministrativer Seite eingeführt [...]“ (Kornmann, 2013, S.300) wird und kaum alle Lebensaspekte des Kindes berücksichtigt geschweige denn eine Kind-Umfeld-Analyse durchgeführt werden. Man kann also feststellen, dass das Leben an sich sehr weit verzweigt ist und jede Lebenslage, Umfeldsituation des Menschen, die sprachliche Entwicklung bzw. das sprachliche Angebot, die Lernumgebung des Kindes und vor allem auch die Einkommenssituation der Eltern auf die Kinder und Jugendliche einwirken, die dann in Verhaltensauffälligkeiten oder anderen Störfaktoren münden, die aber nur auf das Kind bezogen werden, Maßnahmen erwirken, ohne jedoch nach der Ursache zu forschen.

Kinderarmut kann aber auch zusätzlich ein „Bildungsrisiko und [zur; Anm.d.Verf.] Bildungsbehinderung“ (Rohrmann, 2013, S.158) führen, die wiederum zur „Lernbehinderung der Schule“ (ebenda) führt, aber jedoch sehr vielschichtig verzweigt ist. Oft ist auch das Schulsystem selbst ein Störfaktor oder Behinderungsgrund beim Lernen. Lernen ist stark mit der Lernmotivation (ebenda) verknüpft, die wiederum bei Kindern oder Jugendlichen aus stark verarmten Familien nicht weitergegeben werden kann, da ihre Sorgen von anderer Natur sind. Kinder, die noch mehr Unterstützung benötigen, fallen so durch das Raster, da die Familie

keine Nachhilfe- oder weitere Unterstützungsangebote einholen – geschweige – bezahlen kann (ebenda). Analog dazu wird dann in der Schule eine „Umschulungsdiagnostik“ (Kornmann, 2013, S.300) angeboten, die dann entscheidet „ob der betreffende Schüler in Zukunft in der Sonderschule L besser gefördert werden kann [...]“ (ebenda). Später in den 1970er Jahren verstehen einige AutorInnen, dass Kinder und Jugendliche aufgrund ihrer „soziokulturellen Benachteiligungen“ (ebenda, S.301) im Lernen quasi be-hindert werden. Nach dem zweiten Hinsehen wird klar, dass nicht jeder Schüler, der Schwierigkeiten mit dem Lernen hat, automatisch in der Sonderschule die beste Förderung erhält. Weitere Studien zeigen, dass nicht nur die Lebenslage, sondern auch das schulische Diagnostikverfahren, die Überbewertung von einigen Schwerpunkten, Bedingungen des Lernens untersucht und erkannt werden, sowie kritische Verfahren nötig sind, um die Lernsituation der Kinder und Jugendlichen genauer beobachten und diagnostizieren zu können (ebenda, S.301ff.).

Ein Rückblick – Die Sonderpädagogik im Nationalsozialismus

Wir wagen einen Blick in die Geschichte. Um die Situation in der Inklusiven Pädagogik im heutigen Kontext erfassen zu können, muss man sich den geschichtlichen Verlauf ansehen. Wie in der vorherigen Diskussion beschrieben, war Lernbehinderung sehr divers angesetzt. Die Definition von damals und heute bedeutet eine Kehrtwende. Doch wie kam es dazu? Im 19. Jahrhundert gab es einige Entwicklungen, die für die Menschen eine große Veränderung bedeuteten. Im Kontext der Industriellen Revolution und der damit entstandenen sozialökonomischen Veränderungen und damit auch an der wachsenden Anzahl an sogenannten Hilfsschulen (Vorläufer der heutigen Sonderschulen/Sonderpädagogischen Förderzentren), die gegründet werden, um Kinder, die nicht in Volksschulen – es galt die Schulpflicht - beschult werden können, unterzubringen, veränderte sich die Bildungssituation in Deutschland und Österreich. Es entsteht aus der Not die sogenannte Hilfsschulpädagogik, die aber auch dazu führt, dass Kinder aus sozial benachteiligten Familien ebendort untergebracht werden. Hilfsschulen werden in der Nationalsozialistischen Zeit entweder geschlossen oder einer anderen Aufgabe zugeordnet und viele werden als Selektionsanstalten missbraucht. Wir widmen uns nun der Sonderpädagogik im Nationalsozialismus.

In dem Tutorium beschäftigen wir uns mit verschiedenen Beiträgen aus dem Interview von Dagmar Hänsel (path²in, 2020). In der Gruppe 3 haben wir die Beiträge Nummer 6, 8, 14, 15, 29 zur Auswahl. Prof. Dagmar Hänsel betont, dass durch die damalige Zusammenführung der Ausbildungen im Jahr 1941 (vorher gab es Blinden- und Taubstummenlehrer*innen, Hilfsschullehrer*innen) zur übergreifenden Ausbildung zur Sonderpädagog*innen ein Konzept vorherrscht, das als sehr vorteilhaft gesehen wurde (vgl. path²in, 2020, Minute 29:17-30:44). Diese übergeordnete Profession, die vermeintliche Gesamtausbildung für alle, besteht eigentlich bis heute. Es gibt vereinzelt spezielle Zusatzausbildungen wie zur Hörgeschädigtenpädagogik, zu Blinden- und Sehbehindertenlehrer:innen, die aber zusätzlich nach einem Lehramtsstudium zu absolvieren sind.

Analog dazu werden viele übergeordnete Systeme, wie „[...] ein flächendeckendes Netz[es] von Gesundheitsämtern“ (Der Krieg gegen die „Minderwertigen“, 2012) im Jahre 1934 und auch noch darüber hinaus gegründet, die damals den Grundstein zur späteren Durchführung der Euthanasie von Kindern, Jugendlichen und später auch Erwachsenen legt.

Prof. Hänsel betont auch, dass in der damaligen Zeit, die Person des Sonderpädagogen die Kinder mit Behinderungen in den Sonderschulen besonders geschützt haben und als moralisch relevant angesehen wurden (vgl. path²in, 2020, Minute: 25:58-27:25). In der Gruppe

haben wir jedoch diskutiert, dass das eigentlich eine Doppelmoral ist, denn heutzutage wissen wir, dass ganz viele Lehrer*innen und auch Direktor*innen massiv an der Meldung von erbkranken Kindern an die Behörden beteiligt waren und direkt sowie indirekt die Euthanasie erbkranker Kinder vorangetrieben haben. In den Hilfsschulen/Sonderschulen fand auch eine Dokumentation und eine Listenerstellung mit genauer Prozessdiagnostik statt, die dann der Grundstein für die Entscheidungen im Erbgesundheitsgericht waren. In der Gruppe 1 wurde auch erwähnt, dass die Hilfsschulpädagog:innen die Kinder zur Einwilligung der Sterilisation erzogen haben, damit es nicht nach sogenannten Zwangssterilisierungen aussieht.

Es gibt auch einen Trend zur Kategorisierung vom Behinderungsbegriff, das den damaligen Krankheitsbegriff (diese kann man ja heilen) abgelöst hat. In dieser Kategorie werden alle Behinderungen zusammengefasst – dies ist genauso ein Überbleibsel aus der Nazizeit – um dann Lehrer:innen eben mit dieser übergreifenden sonderpädagogischen Ausbildung in den Sonderschulen anstellen zu können (vgl. path²in, 2020, Minute 38:51-40:26). Diese Traditionslinie, so haben wir das in der Gruppe diskutiert, besteht heute noch, nur die Namen haben sich geändert (von Sonderpädagogik zu Inklusive Pädagogik), doch leider gibt es noch ganz viele Inhalte, wie das defizitorientierte Denken, welches sich darin manifestiert hat.

War früher Behinderung ein Persönlichkeitsmerkmal, so war es in dem Nationalsozialismus eine permanente und unheilbare Störung, die als „hilfsschulbedürftig“ (ebenda) gesehen wird. Heute sehen wir Parallelen zu dem Sonderpädagogischen Förderbedarf, das einfach das Wort abgelöst hat, aber im Prinzip noch das Gleiche ist. Heute spricht man in der UN-Behindertenrechtskonvention vom Behinderungsbegriff, der laut menschenrechtlichem Modell „[...] Behinderung aus der Wechselwirkung zwischen Menschen mit Beeinträchtigungen und einstellungs- und umweltbedingten Barrieren entsteht, die sie an der vollen und wirksamen Teilhabe an der Gesellschaft, auf der Grundlage der Gleichberechtigung mit anderen, hindern“ (UN-Behindertenrechtskonvention, 2016).

Im Interview wurde noch thematisiert, welche historischen Themen für die Lehrer:innenbildung relevant wären. Prof. Hänsel empfiehlt, sich die Geschichte näher anzusehen und vor allem viele Bildungsreformen nachzuschlagen, die gescheitert sind. Ebenso wäre es interessant, sich die Praxen der damaligen Sonderschulen sowie sich die Lehrpläne von 1942 vs. 1955 einmal anzusehen. Die Frage, inwieweit zur damaligen Zeit die Zusammenarbeit mit der Volkswohlfahrt, dem Gesundheitsamt, der Psychiatrie etc. wäre eine Analyse wert (vgl. path²in, 2020, Minute 1:14:12-1:18:36). Uns als Gruppe war nicht ganz klar, worin der Vorteil – außer der geschichtlichen Auseinandersetzung – für künftige Pädagog:innen der Inklusiven Pädagogik sein würde.

Zurück zum Ursprung – Was hat Bindung mit Lernen zu tun?

Der geschichtliche Abriss soll die damalige Bedeutung einer Lern(be-)hinderung skizzieren. Ich glaube, wir sind uns alle einig, dass man im Unterschied zum damaligen Verständnis, im Unterricht Kind zentriert herangehen muss, doch Lernen findet entgegen früheren Vorstellungen nicht homogen statt. Jeder Mensch lernt und an sich gerne. Es gibt äußere und innere Faktoren, die das Lernen nachhaltig beeinflussen, sei es positiv oder negativ. Erst wenn alle Kinder den ihren individuellen Zugang zum Lernen erhalten und Lernfortschritte erzielen, ist unsere eine kleine Aufgabe von vielen erfüllt. Konzentrieren wir uns nun auf das Kind an sich. Ich glaube, jede/r durchlebt einmal irgendeine Form einer Lern(be-)hinderung, das jemanden daran hindert, gut und aufbauend zu lernen. Lernen ist ein sehr komplexes und vielschichtiges Phänomen, von dem wir nur die Ergebnisse oder die Absenz von Ergebnissen sehen können. Was der Mensch mit sich mitbringt, erfahren wir erst, nachdem wir Misserfolge analysieren und zu verstehen versuchen. Im Handlungsmodell von Matthes werden Theorien vorgestellt, unter anderem auch die Bindungstheorie. Was hat Bindung mit Lernen zu tun und wie beeinflussen unsere ersten Lebensjahre unsere Schullaufbahn? Auf diese Fragen und viel mehr geht diese Abhandlung ein. Es wird ein Fragenkatalog mit fünf Fragen ausgearbeitet, um auf alle zentralen Ansätze eingehen zu können und rundet mit einer Take-Home-Message ab.

Frage 1: Ab wann findet Bildung statt?

Traditionell war man der Ansicht, dass Bildung erst in der Schule mit dem Erwerben der Fertigkeiten Lesen, Schreiben und Rechnen stattfindet. Kinder im Säuglings- bis zum Vorschulalter würden über keine richtigen Bildungskompetenzen verfügen, sie können zum Beispiel „nicht abstrakt denken“ (Ziegenhain&Gloger-Tippelt, 2013, S. 794). Einige Studien haben dann bewiesen, dass Säuglinge sehr wohl kategorisieren können (vgl. Pauen und Rauh). Innerhalb des Paradigmenwechsels der Entwicklungspsychologie stellte man fest, dass Säuglinge, Kleinkinder und Vorschulkinder sehr wohl Bildung erfahren und Gedächtnisleistungen produzieren, die einer späteren Bildbarkeit unterstützend oder behindernd wirken. Die Bildung eines „Weltwissen(s)“ (Ziegenhain&Gloger-Tippelt, 2013, S.795) beginnt laut Pauen und Rauh bereits im ersten Lebensjahr. Auch wird der Mensch nun „als aktiven Gestalter seiner eigenen Entwicklung“ (Ziegenhain&Gloger-Tippelt, 2013, ebd.) gesehen, das eigentlich den Menschen bereits in seiner kindlichen Phase als entwicklungsfähig ansieht. Dieser Artikel verbindet die zwei Termini Bildung und Bindung, in dem die Autoren postulieren, dass Bindung zur Entwicklung beiträgt, welche wiederum für die Bildung (nicht nur die didaktisch-pädagogische Wissensvermittlung) den entscheidenden Schlüssel trägt.

Frage 2: Welche Rolle haben Eltern für die kognitive Entwicklung ihres Kindes?

Bisher hat die Bindungsforschung einen Zusammenhang zwischen emotionalen und sozialen Aspekten des Kindes gesehen, jedoch seit Kurzem auch den Ansatz zur sozial-kognitiven Entwicklung. Exekutive Funktionen – diese sind kognitive und emotionale Handlungskompetenzen – „umfassen zahlreiche soziale und kognitive Fähigkeiten, die das menschliche Denken und Handeln steuern“ (Ziegenhain&Gloger-Tippelt, 2013, S.796). In der kindlichen Phase zeigt sich dies durch Selbstregulations-, Aufmerksamkeits-, Konzentrations-, Impuls- und Frustrationsprozesse, Informationen zu memorisieren uvm. In Studien wurde festgehalten, dass „gelingende Beziehungserfahrungen die Gehirnentwicklung positiv beeinflussen“ (Ziegenhain&Gloger-Tippelt, 2013, S. 797) ergo auch die kognitive Entwicklung nachhaltig beeinflussen. Der Punkt ist die gelingende Beziehungserfahrung, also wirkliche Bindungen mit ihren Kindern sowie ein starkes Urvertrauen, das ihnen die Möglichkeit zur vollständigen Entfaltung bietet.

Frage 3: Welchen Paradigmenwechsel in der Entwicklungspsychologie gab es?

Der Paradigmenwechsel in der Entwicklungspsychologie fand „Ende der 60er Jahre von einem ehemals „passiven“ zu einem „kompetenten Säugling““ (Ziegenhain&Gloger-Tippelt, 2013, S.795) statt, in dem man dem menschlichen Baby kognitive Funktionen zugestand, dass man somit auch fähig war, innerhalb des Säuglingsalters selbst konstruierte Lernprozesse durchzulaufen. Zuerst war der Fokus auf das Selbst des Kindes, also „die Selbstsozialisation, Selbstbildung, Selbsterziehung und pädagogisch-didaktische Konsequenzen wie frühe Förderung der Individualität und Autonomie von Kleinkindern im Vordergrund“ (ebenda). Doch das Kind ist kein isoliertes Wesen, es muss auch immer das Umfeld miteinbezogen werden. Durch dieses findet Lernen statt, daher wurde auch das Thema „frühe soziale Interaktion als tragendes Gerüst“ (ebenda) miteinbezogen.

Frage 4: Welche drei Steuerungsprozesse in der frühen Kindheit gibt es?

Die Entwicklungspsychologie und Neurokognitionsforschung untersuchten die exekutiven Funktionen in der kindlichen Entwicklung. Im Zuge dessen wurden drei Steuerungsprozesse definiert. Diese sind „das Arbeitsgedächtnis, die Impulskontrolle und kognitive Flexibilität“ (Ziegenhain&Gloger-Tippelt, 2013, S. 797).

Im Arbeitsgedächtnis ist ein Speicher, der bestimmte Informationen, Abläufe, Handlungen innerhalb einer kurzen Zeitspanne, in der Informationen gehört oder gesehen werden, gefestigt. Diese werden nur für eine bestimmte Zeit gespeichert. Unwichtige Informationen werden herausgefiltert und sofort vernichtet. Relevante Informationen können ins

Langzeitgedächtnis wandern. Man hat herausgefunden, dass das Arbeitsgedächtnis bei Kleinkindern viel ausgeprägter ist als angenommen.

In der Impulskontrolle werden reflexive Verhaltensmuster – zum Beispiel das Wegschauen, zornig oder weinerlich werden, dem sogenannten inneren Drang widerstehen – bewusst gesteuert bzw. gebremst, um ein bestimmtes kognitives Ziel zu erreichen. Man hat herausgefunden, dass dies „frühestens mit 8 Monaten möglich“ (Ziegenhain&Gloger-Tippelt, 2013, ebd.) ist. Eine hohe Impulskontrolle ist ein Zeichen für eine kognitive Kompetenz.

Zuletzt die kognitive Flexibilität – der bewusste Wechsel der Aufmerksamkeit von einem verlangten Fokus auf das andere – welches bei „Kindern ab 3 Jahren“ (Ziegenhain&Gloger-Tippelt, 2013, ebd.) vorliegt. Es ist auch ein Zeichen von kognitiver Flexibilität, wenn man eine Aufgabe unterbricht, um eine andere kurzweilig zu erledigen, um dann wieder nahtlos an die erste anschließen kann. Wie bei Kindern beobachtet, kann das individuell ausgeprägt sein, einige verlieren völlig den Faden, andere können sich drei verschiedene Auftragsinhalte merken. Dies zeugt auch von einer hohen kognitiven Kompetenz.

Frage 5: Was hat das feinfühlige Verhalten mit der Bildung von Kindern zu tun?

Mit dem Wissen, dass Kinder kognitive Funktionen wie die Steuerung von Emotionen und Verhalten und das eigene Handeln bewusst zu steuern können, ist es nur natürlich, dass man in die Umgebung des Kindes schaut. Die Bindungstheorie bezieht bislang die „physiologischen und emotionalen Regulationen“ (Ziegenhain&Gloger-Tippelt, 2013, S. 798) mit ein, die eigentlich nur durch eine bestimmte Gehirnreifung möglich wären. Das alles ist aber nur durch ein vorhandenes Ur-Vertrauen – welches die Bindung mit den Eltern miteinbezieht – möglich. Bindungsfeste Kinder können besser lernen, haben eine bessere Selbstregulation, eine erhöhte Frustrationstoleranz und einfach das Vertrauen, dass man geliebt und geschätzt wird. Das ist das A und O in dem Umgang mit Kindern. Eltern vermitteln dem Kind feste Strukturen, ein Grundvertrauen als Fels in der Brandung und eine feinfühlige Umgebung, in der man auf die Gedanken und Gefühle Rücksicht nimmt. Dies erfordert ein hohes Maß an Theory of Mind – Kompetenzen. Durch diese erkennt und scannt man, was die andere Person braucht, man besitzt eine hohe Empathiefähigkeit und kann sich in diese Person hineinversetzen sowie Lösungen anbieten, die der Person adäquat ist. Somit haben Eltern einen größeren Einfluss auf die Bildung ihrer Kinder, als sie denken.

Take-home-message:

Dieser Artikel sollte eigentlich allen Neo-Eltern vorgelegt werden. Die Botschaft, dass die Beziehung mit dem eigenen Kind vor Erziehung und Bildung kommt, würde sicherlich einige Eltern entlasten. Als Elternteil steht man schon im Kindergarten unter Druck, dem eigenen Kind das „Beste“ bieten zu können. Egal welcher Bildungsschicht man angehört, man möchte, dass das eigene Kind es besser hat als selbst. Andererseits gibt es auch hohe Erwartungen der Gesellschaft an bestimmte Schichten, die man dann zu erfüllen hat. Spätestens im Kindergarten kommt schon die Frage, an welche Schule das Kind nun gehen wird, welcher Bildungsweg für das Kind vorgesehen wird usw. usf. Die Ambitionen sind vielleicht lobenswert, aber der Druck auf die Eltern immens. Doch viele vergessen einfach, dass Bindung zählt. Kinder mit einer stabilen Bindung haben es leichter, sich an Veränderungen zu gewöhnen, haben eine bessere Resilienz und sind viel zielstrebigere als Kinder mit einer unsicheren Elternbeziehung.

Auch für Lehrpersonen kann man etwas herauslesen: hier wird auch in einem Satz das Fachpersonal erwähnt. Aus meiner eigenen Erfahrung kann ich sagen, dass hier auch Bindung vor Bildung kommt. Kinder und Jugendliche können nicht lernen, wenn man zu dem betreffenden Lehrer/der betreffenden Lehrerin keine oder eine schlechte Beziehung hat. Man muss keine Freundschaften anfangen, es genügt oft den Schüler:innen einfach das Gefühl zu geben, dass man diese Person „sieht“, dass man geschätzt wird und dass man als Individuum angesehen wird. Eine kurze Anmerkung oder ein Augenzwinkern kann viel mehr bewirken als endlose Schimpftiraden, warum man denn jetzt schon wieder nicht aufpasst. Besonders in der Arbeit mit Jugendlichen – die sich gerade in einer aktiven Identitätskrise befinden – finde ich es wichtig, ihnen das Gefühl zu geben, dass sie gesehen werden. Erst dann ist eine Beziehung zu dem Unterrichtsfach bzw. dem Lerninhalt möglich. Dies funktioniert meiner Erfahrung auch mit Jugendlichen, die von zu Hause aus einer schwierigen Bindung kommen, sich aber in der Schule sicher fühlen.

Daher ist das Metathema dieses Artikels das Urvertrauen. Dieses zu erarbeiten ist harte Arbeit, zieht als Elternteil viele schlaflose Nächte, viel körperliche Nähe, ständige Bereitschaft (24/7) und als Lehrperson ein ständiges Testen der Grenzen mit sich. Doch wenn man das Urvertrauen erlangt, ist es dann sehr einfach zu erziehen und zu bilden, denn man wird für die harte Arbeit belohnt. Das Schönste ist als Elternteil, das bedingungsloseste Vertrauen und als Lehrer/Lehrerin als Vertrauensperson ausgewählt zu werden. Denn dann findet Lernen automatisch statt und führt zu einer stabileren Bildung.

Die Vielschichtigkeit der Gesellschaft und unsere Identität

Wie wir aufwachsen und wie wir unsere ersten Lebensjahre verbringen, hat einen großen Effekt auf unser Leben. Diese Jahre bezeichnet man nicht umsonst als die prägenden Jahre und wie im letzten Teil abgehandelt, findet hier auch mit einer entsprechenden Bindung der Grundstein des Lernerfolgs statt. Nicht alle haben das Glück, in einer funktionierenden und komplikationslosen Familie aufzuwachsen, denn viele andere Menschen erfahren Hunger, Not und oft auch Gewalt. Eine große Menschengruppe, die oft viel Ausgrenzung erfährt, sind Menschen mit Migrationshintergrund. Es stellt sich die Frage – wie begegnen wir Menschen mit einschneidenden Erlebnissen? Wie begegnen wir ihnen als Privatperson und noch viel wichtiger, wie begegnen wir ihnen als Lehrperson? Die Vielschichtigkeit unserer Gesellschaft beinhaltet auch eine Diversität innerhalb verschiedener Gruppen, unter der wir leben und lehren. In der Vorlesung wurde auf das Thema Flucht und Trauma eingegangen und in dem Sinne auch zwei verschiedene Theorien vorgestellt. Die Social Identity Complexity Theory und die Kontakthypothese. In unserem Leben erleben wir nicht die eine Gesellschaft, sondern wir werden viele verschiedene Gruppen kennen lernen und es liegt an uns, wie wir mit der Diversität umgehen können. Für die Abhandlung habe ich die Social Identity Complexity Theory von Roccas & Brewer ausgewählt und abschließend teile ich meine persönlichen Ansichten zu ebendieser Theorie.

Unter der **Social Identity Complexity Theory** versteht man einen Ansatz, der die verschiedenen Identitäten innerhalb des eigenen Selbst näher betrachtet. Jeder Mensch besitzt nicht nur „die“ eine Identität, sondern wird im Laufe des Heranwachsens immer mit verschiedenen Gruppenzugehörigkeiten konfrontiert und ungefähr im Volksschulalter wird die Identitätsfindungsphase eingeleitet. Die Social Identity Complexity Theory ist laut Roccas & Brewer „[...] a new theoretical construct that refers to an individual's subjective representation of the interrelationships among his or her multiple group identities.“ (Roccas & Brewer, 2002, S.88). Es ist klar, dass wir Menschen unter verschiedenen möglichen Gruppenzugehörigkeiten aufwachsen, aber erst durch die Verwobenheit dieser Gruppen, wird das Ausmaß der eigenen sozialen Identität ausgeprägt. Die Theorie besagt, dass gleichzeitige Mitgliedschaften in sozialen Gruppen sich in verschiedenen Graden überschneiden können. Diese Gruppen könnten unterschiedlichen Ursprung haben wie Nationalität, Ethnie, Religion, etc. Je niedriger die Überschneidung ist, umso höher ist die Komplexität der eigenen Identität und umso mehr Diversität und Toleranz zeigt man gegenüber anderen Gruppenzugehörigkeiten (Vgl. Roccas & Brewer, 2002, S.88).

Im Tutorium haben wir diskutiert, dass die Gruppenzugehörigkeit auch die eigene Identitätsbildung sowie die Toleranz gegenüber anderen Menschen stark erhöht. Wir erleben in heutigen Zeiten, dass es nicht die eine homogene Gruppe von Menschen in einem bestimmten Land, einer Stadt, Dorf oder Gemeinde gibt. Wir haben auch überlegt, was das für uns als Lehrkraft bedeutet. Einerseits sehen oder werden wir tagtäglich sehen, dass die Gruppe der „Schüler und Schülerinnen“ stark heterogen ist, sei es durch Nationalitätenunterschiede, verschiedene Muttersprachen oder verschiedene Behinderungen uvm., daher ist es wichtig, die Dynamik der Schüler:innen zu beobachten und einzugreifen, falls es Meinungsverschiedenheiten aufgrund von Kultur- und Sprachunterschieden gibt. Die Schüler:innen wachsen selbst in einer stark diversen Gesellschaft auf. Aber auch als Lehrkraft beeinflusst es uns. Je mehr unterschiedlichen Gruppen man selbst gleichzeitig angehört, umso mehr Toleranz hat man gegenüber anderen. Ich glaube, das ist auch der springende Punkt für die Inklusive Lehrkraft. Je mehr Kontakt (Analogie zur Kontakttheorie von Allport) ich zu diversen Gruppen habe, umso besser kann ich auch Situationen einschätzen, analysieren und entsprechend auf Augenhöhe reagieren.

Gerne erzähle ich von meinen eigenen Erfahrungen. Ich selbst bin gehörlos und bin in einer gehörlosen Familie mit gebärdensprachlichem Hintergrund aufgewachsen. Meine Muttersprachen sind die Österreichische Gebärdensprache und Deutsch. Meinen Eltern war es wichtig, dass ich gut im Leben zurechtkomme, einen guten Beruf ausübe und vor allem an der Gesellschaft teilnehme. Da meine Eltern aufgrund ihrer eigenen Erfahrungen wissen, wie es nicht sein sollte, haben sie sich bei mir sehr viel Mühe gegeben, mich in die hörende Welt einzuführen und mir ganz viel Kontakt zu beiden Welten und Kulturen (es gibt auch eine Gehörlosenkultur) vermitteln. Ich kann mich noch gut erinnern, dass meine Mutter mich überall hin mitgenommen und oft durch verschiedenste Situationen vorgezeigt hat, wie man mit hörenden Menschen kommuniziert. Meine Eltern sahen beide „Welten“ als gleichwertig an und vermittelten mir auch nie eine andere Ansicht. Das Weltwissen, das sie mir vermittelten, auch gegenüber anderen Gruppenzugehörigkeiten – sie beantworteten mir jede Frage und erklärten mir auch sozusagen die Welt – war stets positiv und informationsreich. Dadurch konnte ich auch in der Schule gut mit allen Kindern auskommen. Ich hatte keine Angst vor Menschen, die anders waren als ich. Paradoxerweise war ich selbst auch anders als die anderen. Aber ich durfte häufig erfahren, dass ich als fremd angesehen wurde, ganz besonders in der Gymnasialzeit. Auch analog zur Kontakttheorie kommen leider ganz viele Verhaltensweisen, Ansichten und ablehnende Situationen zu Tage, weil man solch eine Person noch nie gesehen hat. Als gehörlose Schülerin habe ich immer das Gefühl gehabt, ein Alien zu sein. Umgekehrt sind für mich alle anderen normal gewesen, obwohl sie ganz stark heterogen sind. Oft

entstehen da Freundschaften oder Verbindungen zwischen sogenannten Außenseitern. In Wahrheit ist von uns eine erhöhte Toleranz ausgegangen als von den „Anderen“.

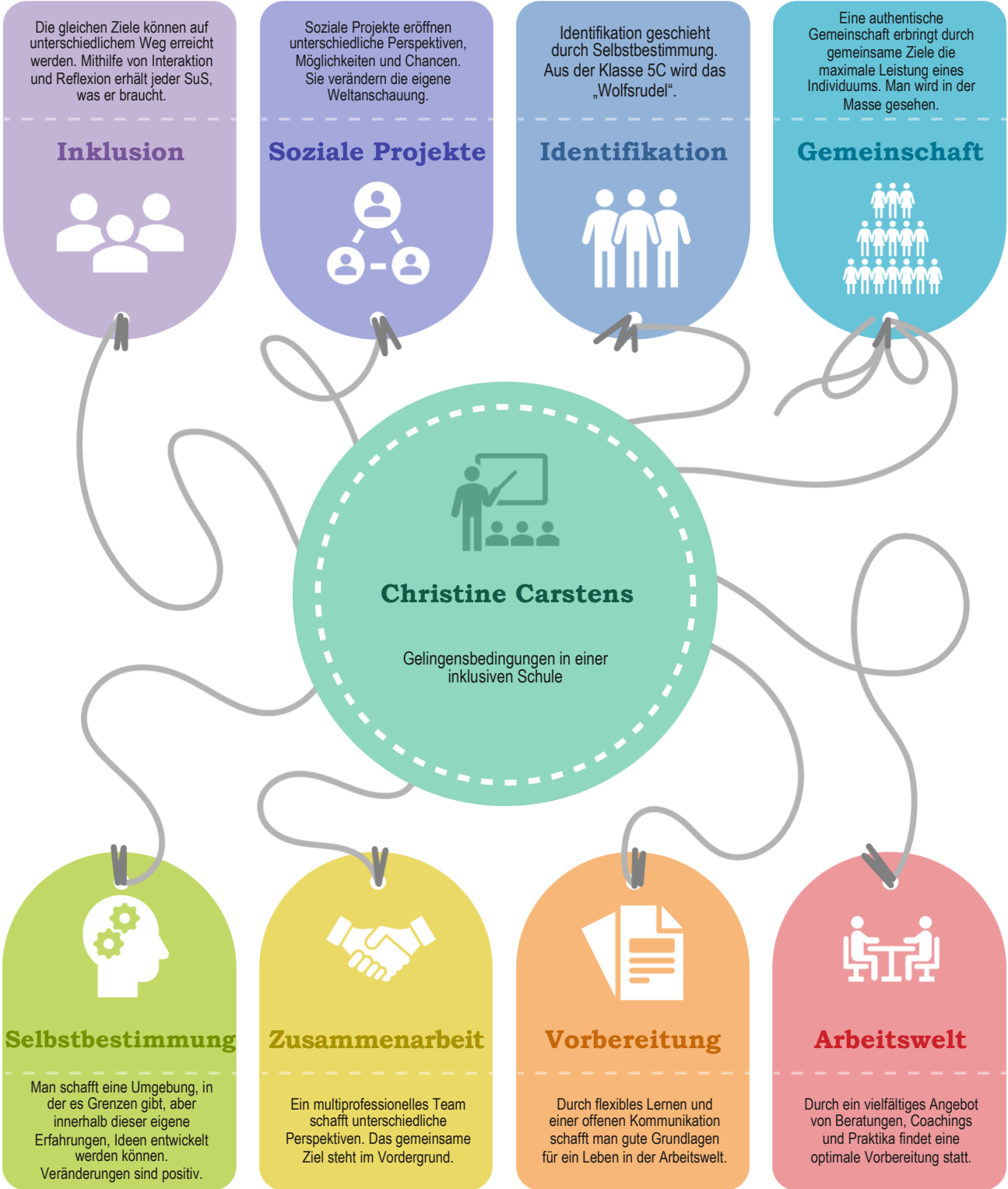
Die Komplexität der sozialen Identität sollte eigentlich Voraussetzung für das gesellschaftliche Leben sein, nicht umgekehrt. Ich denke jetzt sehr viel über das Konstrukt „Gesellschaft“ nach. Gibt es wirklich „die eine Gesellschaft“, wo wir doch so stark heterogen sind? Wieso nimmt man an, dass „die Gesellschaft“ (auch das Weibliche daran stört mich) homogen ist und die Normen, existieren sie wirklich noch? Die Normen und Bräuche werden ja durch Mitglieder der Gesellschaft weitergetragen. Aber mittlerweile ist die Gesellschaft so stark heterogen! Die Normen die von „uns“ (ja, wer denn genau?) angenommen werden, dass sie gesellschaftsgütig sind, werden von Lehrpersonen auch in die Klassen hineingetragen. Je mehr Komplexität der sozialen Identität einer Lehrerin/eines Lehrers vorhanden ist, wird es jedoch nicht mehr so sein. Dann wird eher Toleranz und Wertschätzung gegenüber anderen Gruppenzugehörigkeiten vermittelt. Inzwischen glaube ich, dass diese Personengruppe schon sehr groß ist, was im Widerspruch zur „Gesellschaftstheorie“ steht. Aber vielleicht irre ich mich auch.

Als Lehrperson (ich unterrichte ÖGS in einer BHS und an einer Pädagogischen Hochschule) sehe ich bei gehörlosen, schwerhörigen, gebärdensprachlichen und nicht gebärdensprachlichen Schüler:innen eine so starke Heterogenität, die mir gut gefällt. Jeder bringt seine eigene Geschichte, seinen eigenen Hintergrund mit und jeder trägt dazu bei, den Unterricht zu erleben. Manchmal gibt es Konflikte und Meinungsverschiedenheiten, doch man muss wissen, woher der Ursprung ist. Ich glaube, als gehörlose Lehrerin sehe ich viel mehr als eine hörende Lehrkraft, die noch nie andere gehörlose Menschen gesehen hat und die keine Gebärdensprache kann. Oft ist es wichtig, Kenntnis von dieser Gruppe zu haben, die man unterrichtet. Als Inklusive Lehrkraft oder überhaupt als Lehrperson sollte man sich bewusst sein, welche Personen da vor ihnen sitzen. Je mehr Kenntnis man über diese Gruppe (egal ob das jetzt Religion, Ethnie oder etwas anderes ist) hat, umso besser kann man auf diese Schüler:innen eingehen und vor allem kann man besser unterrichten. Die Beziehung zwischen den Schüler:innen und den Lehrkräften ist der Grundstock für das Lernen. Man kann nur in einer angenehmen Lernumgebung lernen und es liegt an uns, diese unterschwellig, aber auch offensichtlich zu vermitteln.

Für welche Perspektive entscheiden wir uns? – Die Inklusion in der Sekundarstufe

Der Sprung von der Hilfsschul- zur Sonderpädagogik zur Inklusion in der heutigen vielschichtigen Gesellschaft war sehr groß und umfasste sehr viele Debatten zum Thema Behinderung, (Be-)Hinderung, Teilhabe und die Implementierung in die schulische Organisation. Im Jahr 2006 wurde die UN-Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderung beschlossen und nach anfänglichen Übersetzungsproblemen – anfangs übersetzte man in der deutschen Version das englische Wort Inklusion noch als Integration – war klar, dass nun Inklusion gefordert ist. Ob der guten Absichten und der Vision für Menschen mit Behinderungen, die eine zukünftige gleichberechtigte Teilhabe in allen Teilen des Lebens vorzeigt, ist es in der Praxis sehr schwierig. Der Inklusionsbegriff ist für viele Personen heute nicht ganz klar, denn oft verschwimmen die Grenzen zwischen Integration und Inklusion und mit gleichberechtigter Teilhabe und mit einer inklusiven Bildung können die wenigsten „gesunden“ Personen etwas anfangen. Oft werden in diesem Kontext auch die nötigen Ressourcen nicht verstanden. Daher ist es umso wichtiger, die Adressaten miteinzubeziehen und von ihnen zu lernen. Ebenso ist es wichtig einen wertschätzenden Ton und eine wertschätzende Sprache (Behinderung ist kein Adjektiv und es ist kein Persönlichkeitsmerkmal) an den Tag zu legen und einfach gemeinsam in einer gleichberechtigten Symbiose eine Inklusion, die nicht nur auf dem Papier steht, anzuvisieren. Inklusion betrifft ja nicht nur Menschen mit Behinderungen, Inklusion kann für jeden gut sein. Christine Carstens zeigt nun einige Gelingensbedingungen für Inklusion in der Sekundarstufe, die mit diesem Poster visuell dargestellt werden.

Inklusion in der Sekundarstufe



Vgl. Carstens, C. (2020). Inklusion in der Sekundarstufe – path2in. Abgerufen am 02.12.2021 von <https://path2in.uni-bremen.de/themen/inklusive-paedagogik-in-der-sekundarstufe/>

Zukunftsansichten – Der Übergang von Schule in Beruf

Schule als Bildungs- und Bindungsraum, als sicherer Hafen für die persönliche Lern- und Entwicklungserfahrung, ist auch noch außerhalb der Pflichtschulzeit ein wichtiger Dreh- und Angelpunkt. Auch das Loslassen gehört neben den vorher besprochenen Gelingensbedingungen zur Bindung und Bildung. Spätestens im Übergang von Schule in Beruf heißt es, die Kinder/Jugendlichen in die Welt loszulassen und darauf hoffen, dass man sie für das Leben gut vorbereitet hat. Die Transition von Schule in Beruf ist die größte, einmaligste und wichtigste unseres Lebens. Man tritt als Individuum aus der schützenden Gruppe hinaus, in das Berufs- und Arbeitsleben und damit auch in die Gesellschaft voll von diversen Gruppen hinein. Doch was bedeutet dies für Menschen mit Behinderungen oder Menschen mit Diversityhintergrund? Jeder Jugendliche bringt einen anderen Rucksack mit sich mit und es gilt die passende Umgebung für jede/n zu finden. Für Menschen mit Behinderungen gibt es verschiedene Orte, Maßnahmen und Bemühungen, die individuell angepasst werden müssen. In der nächsten Abhandlung geht es um Erfahrungen, die eine Lehrperson und die zwei Jugendliche darstellen.

Nun befassen wir uns mit dem Thema des Übergangs von der Schule zum Berufsleben, dazu haben wir uns zwei Interviews auf der Webseite path²in angesehen. In unserer Gruppe haben wir das Interview mit Prof. Dr. Jutta Schöler und den beiden Jugendlichen mit Behinderungen, Jasper Dombrowski & Linus Bade, gehört und gesehen.

Aus diesen wähle ich nun drei Aspekte aus und diskutiere es im Kontext der Situation in Österreich. In beiden Interviews war sehr gut zu sehen, wie die **Situation im Übergang von Schule** zum Beruf für Lehrer:innen, Unterstützer:innen und aus der Perspektive der Betroffenen aussieht. Dass viele Kinder/Jugendliche mit Behinderungen in geschützten Werkstätten landen, ist ein gesellschaftspolitisches Phänomen, das erst in den letzten Jahren mediale Aufmerksamkeit erhält. Menschen, die dort ihre tägliche Arbeit verrichten, erhalten nur ein Taschengeld, sind nicht pensionsversichert und haben keinerlei Teilhabe am gesellschaftlichen Leben. Die Werkstätte ist eher eine geschlossene Einheit, in der viel Geld hineingesteckt wird und daher auch wirtschaftlich interessant ist, aber aufgrund der hohen Erhaltungskosten und den dazu gestellten Unterstützungsmaßnahmen wie Therapien, Persönliche Assistenz, etc. nicht so einfach abzubauen sind (vgl. Dr. Schöler, 2020, Minute 2:35 ff.). Nimmt man laut Dr. Schöler die Kosten, die sich ca. auf 3.000€ im Monat pro Person belaufen, könnte man diese finanziellen Mittel in den Ausgleichslohn, in die Begleitung von Personen in den Arbeitsmarkt und andere Unterstützungsmaßnahmen hineinstecken. In der Gruppendiskussion haben wir uns auch darauf geeinigt, dass ein gesellschaftliches Umdenken erfolgen muss, denn viele Unternehmen leisten lieber noch die monatliche Ausgleichstaxe von

276€ (vgl. Sozialministeriumsservice, 2022), um keine Menschen mit Behinderungen einstellen zu müssen. Oftmals hat man die Perspektive, dass sich die Anstellung nicht lohnt, anstrengend ist oder die hohen Unterstützungskosten schrecken die Unternehmen ab. In solchen ist Zeit Geld. Wenn man aber genauer hinschaut, könnte man sich kreative Lösungen überlegen, sodass alle Menschen eine Chance im ersten und zweiten Arbeitsmarkt erhalten. Es wäre eigentlich im Interesse des Staates, aus jedem Kind einen Steuerzahler hervorzubringen. Daher gibt es hier viele Diskrepanzen und parallele Systeme, die sehr bürokratisch und starr organisiert sind. Im heutigen 21. Jahrhundert müsste man die rasche Globalisierung, der schnellen technischen Entwicklung mit der Entwicklung in der Bildung und Hervorbringung von Arbeitskräften gleichsetzen.

In **Bildungseinrichtungen** werden Kinder und Jugendliche für das spätere Berufsleben ausgebildet und dieser Prozess beginnt schon im beginnenden Jugendalter, wo man eine ungefähre Richtung erahnen, besprechen und lenken kann. In diesem Kontext findet Dr. Schöler, dass es viele selbsterfüllende Prophezeiungen gibt, in denen die Lehrkräfte den Schüler:innen wenig oder kaum etwas zutrauen (vgl. Dr. Schöler, 2020, Minute 2:35 ff.). Auch die beiden Jugendlichen sagen im Interview, dass man viel kämpfen muss, und die Lehrkräfte sollen den eigenen Wunsch nach dem Beruf unterstützen (vgl. Jasper Dombrowski & Linus Bade, 2020, Minute 0:00 ff.). Leider ist dies ein Phänomen, dass häufig auftritt. Man hat „die eine“ oder kaum Vorstellung, wo Menschen mit Behinderungen tätig werden können. Würde man ihnen mehr zutrauen, könnte man viel mehr Role Models schaffen. In Österreich gibt es einige Best Practice Maßnahmen, zum Beispiel im Westen, wo es das Projekt Spagat gibt, in dem man in den ersten Arbeitsmarkt berät, begleitet und unterstützt (vgl. Behinderung Vorarlberg, 2022). Im Osten Österreichs gibt es zahlreiche Angebote¹. In Österreich kann man auch eine verlängerte oder eine teilqualifizierte Lehre abschließen (vgl. WKO, 2020). Wenn man all diese Informationen als Lehrkraft kennt, kann man Jugendliche entsprechend unterstützen und ihnen auch Zukunftsaussichten bieten. Daher ist es wichtig, auch die entsprechende Motivation schon in der Schullaufbahn mittels Vertrauens und Zuspruch zu vermitteln.

Als letzten Aspekt möchte ich den der **Unterstützung/Assistenz** ansprechen. Im Interview mit den Jugendlichen wurde auch gesagt, dass sie ein Kontingent an 10 Stunden (vgl. Jasper Dombrowski & Linus Bade, 2020, Minute 0:00 ff.) in Unterstützungsmaßnahmen erhalten und diese sich selbst einteilen können. Dies finde ich sehr gut und ein Weg zum Selbstbestimmten

¹ z.B. Wien Work (<https://www.wienwork.at>), ChancePlus (<https://www.chanceplus.at>), Ibob – Inklusive und Interkulturelle Bildungs- und Berufsorientierung (<https://portal.ibobb.at/themenschwerpunkte/inklusive-und-interkulturelle-bildungs-und-berufsorientierung>). Es gibt auch eine Übersicht über vorherrschende Inklusionsprojekte, die dann mit dem Inklusionspreis der Lebenshilfe prämiert werden (vgl. Lebenshilfe Österreich, 2016).

Leben. In Österreich ist es oftmals so, dass viele Unterstützungsmaßnahmen für den Einstieg in die Arbeitswelt geboten werden, aber jedoch keine Persönliche Assistenz im Sinne eines nachhaltigen Selbstbestimmten Lebens. In der Schullaufbahn wird die Persönliche Assistenz nur für Kinder mit körperlichen Einschränkungen angeboten (vgl. WAG Assistenzgenossenschaft, 2022), das heißt, Kinder mit intellektuellen und sinnbedingten Schwierigkeiten erhalten keine Unterstützungsmaßnahmen in einer Regelschule. Auch in der Arbeitssituation werden häufig Begleitungen benötigt. Doch in Österreich erhält man erst ab einer Pflegestufe 3 (in Wien) und entsprechenden Voraussetzungen eine selbstbestimmte Persönliche Assistenz finanziert (vgl. Bundesministerium für Arbeit, Soziales, Gesundheit und Konsumentenschutz, 2019). Das heißt, hier fallen viele Menschen durch das Raster und erhalten wenig bis kaum Assistenz für das kommende fast vierzigjährige Berufsleben.

Gesamtreflexion

In dieser VU wurden viele komplexe, sich überschneidende, aber auch gegensätzliche Theorien zum Thema Behinderung, Lernen und Lernbehinderung sowie Lern(be-)hinderung vorgestellt. In diesem Lernportfolio habe ich alles zu einer Stringenz zusammenzuführen versucht und insgesamt ist ein sehr vielschichtiges Paket herausgekommen. Viele Positionen sind mir als selbst betroffene Person bekannt und es fand sich auch viel Neues darunter. Als gehörlose Person beobachte ich schon seit meiner Kindheit – anfangs unbewusst, später bewusst – die Wechselwirkung des Themas Behinderung und Gesellschaft.

Das Thema Behinderung ist an und für sich schon ein heikles Thema, es fand aber in den letzten Jahren und Jahrzehnten ein spürbarer Paradigmenwechsel statt. Es ist angekommen, dass die Anliegen, die Menschen mit Behinderungen betreffen, nicht nur diese, sondern alle betrifft. Eine Behinderung oder (Be-)Hinderung kann jeden einmal treffen. Manchmal ist man auch nur aufgrund eines temporären Ereignisses behindert, sei es als Mutter mit einem sperrigen Kinderwagen oder nach einer Operation mit Krücken oder im hohen Alter. Das Thema Barrierefreiheit im Bauwesen war lange ein großes Thema und dieses wurde eigentlich schnell abgehakt und verstanden. Schwieriger sind die Barrieren oder Hindernisse in den Köpfen. Vielen ist es immer noch nicht klar, dass die eigene Haltung gegenüber „Anderen“ (nicht nur Menschen mit Behinderungen, sondern auch andersangehörige Gruppen) auch behindernd sein kann. In der VU fand ich es gut, dass wir verschiedene Theorien vorgestellt bekamen, die für mich auch in dem Sinne der Zuordnung und als Argumentationsrichtlinie wertvoll waren.

Das Thema Lernbehinderung erfordert einen viel komplexeren Zugang. Es gibt Faktoren, die das Lernen behindern – wie wir es hier gelernt haben – aber solange diese temporär und aufgehoben werden können, hat die Mehrheitsgesellschaft damit kein Problem. Schwierig wird es, wenn es um Menschen mit dauernden Lernbehinderungen geht, diese sind oft im Bildungsbereich oder im Berufsleben nicht erwünscht. Der Anspruch der funktionierenden kognitiven Unversehrtheit ist so tief verankert, dass man oft nicht umzugehen weiß. Analog zur Social Identity Complexity Theory und der Kontakthypothese wäre es gut, wenn man öfter und länger mit Menschen aller Art in den Kontakt tritt. So werden viele Berührungspunkte abgebaut. Auch sollten wir uns langsam von dem Gedanken verabschieden, dass es DIE EINE Gesellschaft gibt. Denn meiner Ansicht nach gibt es sie nicht wirklich, es ist nur ein Konstrukt, manchmal eine Entschuldigung für Vieles. Die Gesellschaft ist für mich – spätestens nach den Diskussionen rund um Corona, um der angeblichen Spaltung der Gesellschaft – eigentlich viele heterogene Gruppen gemeinsam. Wir leben in so einer diversen Welt, seit der Globalisierung haben wir Zugang zu vielen anderen Individuen auf dieser Welt, dass wir dem

mit dem simplen Begriff der „Gesellschaft“ nicht mehr gerecht werden. Diese VU gab mir viele Denkanstöße, die ich mit meinen jugendlichen Schülern und Schülerinnen diskutieren und aufbereiten möchte. Es ist wichtig, dass wir darüber nachdenken, diskutieren und uns nicht im Strom der Masse verlieren. Ich glaube, diese VU hat unter anderem meine Grundkompetenzen noch verstärkt, mein Blick auf die Mehrheitsgesellschaft wurde geschärft und ich werde sicherlich – auch aufgrund eigener persönlicher Erfahrungen sowie der meiner diversen Familie – noch viel darüber nachdenken und mich weiterhin für die Visionen unserer Gehörlosenkultur und Gebärdensprache sowie für Menschen mit Behinderungen allgemein einsetzen.

Das Konzept Lernen an sich ist sehr spannend und als Lehrkraft muss man sich sehr intensiv damit beschäftigen, denn das Gelingen des individuellen Lernfortschrittes ist unser Ziel, das wir stetig verfolgen sollten. Wie im Titel angemerkt, sollen wir uns von der Illusion des homogenen Lernens verabschieden, denn das ist ein unrealistischer Wunsch. Stattdessen sollen wir unseren Blick auf die heterogenen Lernprozesse schärfen und annehmen, dass jeder auf unterschiedlicher Weise lernt. Seit 2020 beschäftige ich mich intensiv mit dem Konzept des DeafDidaktik, das von einer Forschungsgruppe an der RTWH Aachen entwickelt wurde. In diesem wird beschrieben, dass die Wissensorganisation von gehörlosen sowie gebärdensprachlichen Kindern eine andere ist, wir lernen induktiv, während hörende durch die lineare Sprache der deutschen Lautsprache deduktiv lernen. Der Austausch mit dieser Gruppe ist sehr bereichernd für mich und ich lerne mich selbst auch besser kennen. Jetzt verstehe ich viel mehr, wieso wir visuelle Menschen anders denken und lernen.

Literaturverzeichnis

Behinderung Vorarlberg (2022). Spagat-Assistenz ifs. Zugriff am 18.01.2022 unter <https://www.behinderung-vorarlberg.at/angebote/angebote-nach-themen/arbeit-und-beschaeftigung/item/479-spagat-assistenz-ifs>

Bundesministerium für Arbeit, Soziales, Gesundheit und Konsumentenschutz (2019) Richtlinie Persönliche Assistenz am Arbeitsplatz. Zugriff am 18.01.2022 unter <https://www.waq.or.at/cms/wp-content/uploads/2020/01/Richtlinie-Persönliche-Assistenz-am-Arbeitsplatz-1.pdf>

Carstens, Christine (2020). path²in – Lernpfade in die inklusive Pädagogik. Inklusion in der Sekundarstufe. Abgerufen am 02.12.2021 von <https://path2in.uni-bremen.de/themen/inklusive-paedagogik-in-der-sekundarstufe/>

chance plus gem GmbH (2020). Finden wir gemeinsam deine Stärken heraus. Zugriff am 18.01.2022 unter <https://www.chanceplus.at>

Der Krieg gegen die „Minderwertigen“. (2012) Gedenkstätte Steinhof. Zur Geschichte der NS-Medizin in Wien. Zugriff am 26.11.2021 unter <http://gedenkstaettesteinhof.at/de/chronologie>

Hänsel, Dagmar (2020) path²in – Lernpfade in die inklusive Pädagogik. Sonderpädagogik im Nationalsozialismus. Zugriff am 26.11.2021 unter <https://path2in.uni-bremen.de/themen/sonderpaedagogik-im-nationalsozialismus/>

ibobb – Inklusive und Interkulturelle Bildungs- und Berufsorientierung (2022). Zugriff am 18.01.2022 unter <https://portal.ibobb.at/themenschwerpunkte/inklusive-und-interkulturelle-bildungs-und-berufsorientierung>

Kornmann, Reimer (2013). Lernbehinderung und Schulversagen. In: Feuser, G./Kutscher, J. (Hrsg.) (2013): Entwicklung und Lernen. Stuttgart: Kohlhammer

lebenshilfe Österreich (2016). Inklusions-Projekte aus dem Bereich „Arbeit“. Zugriff am 18.01.2022 unter <https://lebenshilfe.at/inklusions-projekte-aus-dem-bereich-arbeit/>

Roccas, Sonia & Brewer, Marilyn (2002) Social Identity Complexity. In: Personality and Social Psychology Review, 2002, Vol.6, No.2, S.88-106

Rohrman, Eckhard (2013). Behinderung und Armut. In: Feuser, G./Kutscher, J. (Hrsg.) (2013): Entwicklung und Lernen. Stuttgart: Kohlhammer

Schöler, Jutta & Jasper Dombrowski & Linus Bade (2020) path²in – Lernpfade in die inklusive Pädagogik. Übergang ins Berufsleben. Zugriff am 11.01.2022 unter <https://path2in.uni-bremen.de/themen/uebergang-ins-berufsleben/>

Sozialministeriumsservice (2022). Ausgleichtaxe und Prämie. Zugriff am 18.01.2022 unter https://www.sozialministeriumsservice.at/Menschen_mit_Behinderung/Ausbildung_Beruf_und_Beschaeftigung/Ausgleichstaxe_und_Praemie/Ausgleichstaxe_und_Praemie.de.html

UN-Behindertenrechtskonvention. Sozialministerium (2016) Wien. Zugriff am 26.11.2021 unter <https://broschuerenservice.sozialministerium.at/Home/Download?publicationId=19>

WAG Assistenzgenossenschaft (2022). Wer bekommt PA? Zugriff am 18.01.2022 unter <https://www.wag.or.at/persoeliche-assistenz-pa/wer-bekommt-pa>

Wien Work integrative Betriebe und Ausbildung GmbH (2022). Zugriff am 18.01.2022 unter <https://www.wienwork.at>

WKO – Wirtschaftskammer Österreich (2020). Verlängerte Lehre und Teilqualifikation – Übersicht. Zugriff am 18.01.2022 unter <https://www.wko.at/service/bildung-lehre/iba.html>

Ziegenhain, U./Gloger-Tippelt, G. (2013). Bindung und Handlungssteuerung als frühe emotionale und kognitive Voraussetzungen für Bildung. In: Zeitschrift für Pädagogik. Heft 6